

»Notwendigkeit über den eigenen Tod selbst nachzudenken« selbst spüren und sich dessen bewusst sind, dass sie sich dieser Forderung nicht entziehen können, sich aber auch nicht von der Bestattungsindustrie in dieser Not ausnutzen lassen möchten. Dies kann als eine Verweigerung gelesen werden, sich selbst nur als Konsument*in von Lebensenddienstleistungen konzipieren zu lassen, jedoch nicht als Weigerung, den eigenen Tod zu organisieren (und sei es nur, indem sie aufräumen und damit der Nachwelt vermitteln, sie seien immerhin nicht untätig geblieben). Das heißt, dass die Nutzer*innen sich gegen eine Kommerzialisierung verwehren, aber die Vorbereitung des eigenen Ablebens nicht ablehnen.

5.2 *Shūkatsu* als Enttabuisierung des Todes?

»In 1955 Geoffrey Gorer proclaimed that death had become the taboo of the twentieth century [...]. By 1979, however, Simpson wryly introduced his English language bibliography with ›Death is a very badly kept secret; such an unmentionable topic that there are over 650 books now in print asserting that we are ignoring the subject‹ (Simpson 1979: vii).« (Walter 1994: 1)

Die Thanatologie als die Wissenschaft vom Sterben und Tod wurde lange Zeit fast ausschließlich im Rahmen der Medizin, der Theologie und der Psychologie erforscht. Sozialwissenschaftliche Ansätze, insbesondere kritischer Art, waren bis in die 1960er Jahre kaum vorhanden und waren auch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts noch rar (Feldmann 2010: 12–13). Über lange Zeit hielt sich die These von der Verdrängung und der zunehmenden Tabuisierung des Todes in der Moderne (Knoblauch/Kahl 2016: 365). Verdrängt werde der Tod einerseits, weil er »mit den lebensweltlich fundierten Kontinuitätserwartungen menschlichen Erfahrens und Handelns bricht« (ebd. 366). Als anthropologische These deutet die Verdrängungsthese auf die prinzipielle Unerfahrbarkeit des Todes hin, aber auch auf kulturell je verschiedene Konzeptionen vom »Tot-Sein«. Ebenso deutet sich darin andererseits »die Todesverleugnung als Teil einer Conditio Humana« (Knoblauch/Zingerle 2005: 13) an, was so viel bedeutet, dass das tägliche Leben nicht möglich wäre ohne das Wissen um die eigene Sterblichkeit permanent zu verdrängen. Die soziologische These der Verdrängung des Todes meint jedoch etwas anderes. »Man könnte Verdrängung des Todes als einen der konstitutiven Topoi in der Selbstbeschreibung der Moderne ansehen, der spätestens mit Freud zum Durchbruch kam und bald auch populäre Formulierungen fand« (ebd. 12). Dies komme in Geoffrey Gorers Begriff der »Pornographie des Todes« zur Geltung: der Tod sei in der modernen Gesellschaft ebenso ein Tabu wie der Sex, er sei ebenso mit Scham besetzt und sei mithin nur noch in privaten, intimen, quasi-geheimen Bereichen des Lebens vorzufinden (ebd.). Der französische Historiker Philippe Ariès brachte dies mit der Figur des

»unsichtbaren Todes« auf den Punkt: der Tod sei medikaliert, kehre jedoch in seiner wilden, ungezähmten Form etwa über Horrorvorstellungen über das langsame Krepieren auf der Intensivstation in unser Bewusstsein zurück (Feldmann 2010: 47). Mit dem britischen Soziologen Tony Walter kann auch von einer »begrenzten Verdrängung« gesprochen werden: der Tod werde aus dem öffentlichen Raum verdrängt und damit der Wahrnehmung der Einzelnen zunehmend entzogen; er werde in die Medizin als »spezialisiertem gesellschaftlichen Teilbereich« ausgelagert, die ihn in erster Linie technologisch rahmt und deren primäres Ziel es ist, ihn nur möglichst lange hinauszuzögern (Knoblauch/Kahl 2016: 366–367). Auf diese Weise sei die individuelle Todesbewältigung privatisiert und die Todesdeutungen säkularisiert worden (ebd.). Hinzu komme eine Bürokratisierung, Segregation und Exklusion der Sterbenden und Toten, die ebenfalls Merkmale und Folgen der Todesverdrängung seien (Feldmann 2010: 61).

Kritische thanatossoziologische Publikationen fordern die Verdrängungsthese heraus, da sie eine zunehmende öffentliche Diskussion des Todes feststellen, und das übrigens nicht erst seit Kurzem, sondern bereits seit den 1960er/70er Jahren (Knoblauch/Zingerle 2005; Schneider 2005; Nassehi/Saake 2005; Knoblauch 2011; Knoblauch/Kahl 2016; Walter 1994, 2017). Zu dieser Zeit entstanden soziale Bewegungen wie die Death Awareness-, die AIDS- und die Hospizbewegung, die sich allesamt für ein »gutes Sterben« einsetzen (Knoblauch 2011: 32). In Japan wäre hier etwa die »Japan Society for Dying with Dignity« (Spoden 2015) zu nennen. Die 1960er/70er markieren damit sowohl im euroamerikanischen als auch im japanischen Raum eine Grenze, mit der eine »neue Moderne« oder auch eine »Postmoderne« beginnt, was etwa Tony Walter (1996: 195) dazu bewogen hat, von einem »postmodernen Tod« zu sprechen. Das Ziel der Death-Emanzipationsbewegungen war es, den Sterbenden in einem als anonym und unmenschlich wahrgenommenen medizinischen System (oder außerhalb dessen) die Chance auf ein Sterben in Würde zurückzugeben. Die Betroffenen sollten bei ihrem eigenen Sterben mitreden können und die Deutungen darüber nicht mehr nur den professionellen Berufen überlassen werden. Damit leiteten sie die Formation einer neuen Art zu sterben ein und etablierten gewollt oder ungewollt ein neues Ideal des »guten Todes«. Die Postmoderne zeichne sich insofern in Bezug auf den Tod, wie Knoblauch meint, durch eine Enttabuisierung des Todes aus – der Tod sei sichtbarer, er finde sich etwa in der populären Ratgeberliteratur (Knoblauch 2011: 32). Über den Tod wird also, nicht zuletzt dank der sozialen Bewegungen, mehr, von anderen gesellschaftlichen Gruppen und in anderer Weise gesprochen. Sie brachen damit das Monopol der Medizin, der Pflege und des Bestattungswesens.

Auch die *shūkatsu*-Praxis kann als ein solcher Versuch der Enttabuisierung des Sterbens und Todes gedeutet werden. Immerhin stellt die *shūkatsu*-Industrie Begrifflichkeiten, Medien und Räume zur Verfügung, in denen offen über praktische Fragen gesprochen werden kann, die sonst schwierig anzusprechen

wären. Sie trägt damit in gewisser Weise dazu bei, das Sprechen über Tod und Sterben gesellschaftsfähig zu machen. Diese Enttabuisierung des Todes geschieht allerdings um den Preis der Vereinnahmung auch des Todes und des Lebensendes durch eine Verwertungslogik. Die Todesbewältigung im Rahmen von *shūkatsu* stößt daher spätestens an dem Punkt an ihre Grenzen, wo sie nicht in die Wertschöpfungskette eingespeist werden kann. Dies zeigt sich auch in meinem Befund, dass einige Nutzer*innen es vehement ablehnen in Bezug auf das Lebensende als Konsument*innen angesprochen zu werden. *Shūkatsu*-Beratungsstellen sind damit Orte, an denen zwar Wissen über Tod und Sterben an einem Ort gesammelt und weitergegeben wird. Es handelt sich bei diesem Wissen aber eben nur um ein bestimmtes, an konkrete Produkte und Dienstleistungen geknüpftes und damit nicht vollständig entscheidungsoffenes Handlungswissen. Was ich aber zugleich beobachten konnte, war, dass diese Orte immerhin einen Ausgangspunkt für die weitere Beschäftigung mit der eigenen Sterblichkeit darstellen können. Auch können sie dafür genutzt werden, Netzwerke zu knüpfen – etwa wenn man an einer Veranstaltung in der unmittelbaren Nachbarschaft teilnimmt und dadurch eine Anlaufstelle bekommt. Auch mein Interviewaufruf war Teil dieses neuen Sprechens über das eigene Sterben. Nicht nur habe ich die Menschen dazu aufgefordert, mir von ihrer persönlichen Situation und ihren Wünschen und Aktivitäten bezüglich ihres Ablebens zu berichten, sondern ich bekam auch regelmäßig von ihnen die Rückmeldung, dass sie die Interviews als eine gute Reflexionsmöglichkeit empfanden, bei der sie sich einmal mit jemandem über Fragen austauschen konnten, für die sonst wenig Diskursräume zur Verfügung stünden.¹ Dabei hat es sicher eine Rolle gespielt, dass sich die Interviewten sicher sein konnten, mich danach nie wieder zu sehen. Dies zeigt, dass es einen Bedarf nach Räumen gibt, in denen in ungezwungener Atmosphäre über schwierige Themen wie den Tod gesprochen werden und Todesbewältigung stattfinden kann.

Die Enttabuisierung des Todes im Rahmen von *shūkatsu* birgt noch ein weiteres Problem. Zwar trägt das *shūkatsu*-Programm dazu bei, Räume zu schaffen, in denen das Sprechen über den Tod nicht nur geduldet, sondern sogar dazu ermuntert wird. Zudem erhalten Individuen die Möglichkeit, ihre persönlichen Idealvorstellungen von Sterben, Tod und Grab zu formulieren und damit mehr Mitspracherecht bezüglich ihres eigenen Ablebens zu erhalten. Zugleich schafft *shūkatsu* aber eben auch die Erwartung, dass sich Individuen zu ihrem eigenen Ableben positionieren müssen – auch wenn sie dies gar nicht unbedingt wünschen. Aus der Möglichkeit, zu sprechen, wird eine Pflicht. Sie sollen sich eine Meinung zu den möglichen Optionen bilden und selbständig Entscheidungen treffen sowie Verträge abschließen,

¹ Ein Interviewpartner verarbeitete in unserem Interview, den Tränen nahe, den Tod seines Vaters, worüber er zuvor laut eigener Aussage mit niemandem gesprochen hatte.

um andere zu entlasten. Der Tod wird damit in ambivalenter Weise subjektiviert, wie im nächsten Abschnitt diskutiert wird.

5.3 Die ambivalente Subjektivierung des Todes

Stand bei den Death-Emanzipationsbewegungen der 1970er Jahre vor allem noch der Widerstand gegen medizinische und staatliche Bevormundung im Fokus, dem die Forderung nach einer höheren Selbstbestimmung folgte, so ist der Anlass, sich im Japan des 21. Jahrhunderts mit dem eigenen Ableben zu beschäftigen und sich um ein »dem selbst treues Ableben« (*jibunrashii shi*) sowie eine »dem selbst treue Bestattung« (*jibunrashii sōgi*) zu bemühen, der Rückgang familiärer und gesellschaftlicher Ressourcen, sich um einen zu kümmern und die daraus abgeleitete Inpflichtnahme der Einzelnen, dies selbst zu organisieren. Daraus ergibt sich die ambivalente Subjektivierung, dass also einerseits mehr Selbstbestimmung in Bezug auf das Sterben möglich geworden ist, aber zugleich das Individuum für sein eigenes Ableben verantwortlich gemacht wird. Ebenso wie das von Bröckling beschriebene »unternehmerische Selbst« ist auch das *shūkatsu*-Selbst in einer permanenten Oszillation zwischen Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, zwischen Autonomie und Beherrschtwerten gefangen.

Damit zeigt sich, dass die Entwicklungen in Japan mit denen in Deutschland vergleichbar sind. Hubert Knoblauch und Arnold Zingerle sprechen in der Einleitung zu ihrem 2005 erschienenen Buch »Thanatosziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens« von der ersten Art von Subjektivierung.² Subjektiviert werde laut Knoblauch und Zingerle der Tod in dem Sinne, dass die Definitionen darüber, wie das Sterben abläuft und was der Tod ist, nicht mehr nur den Experten (medizinischer und religiöser Professionen) überlassen wird, sondern immer mehr Stimmen aus der persönlichen, laienhaften Erfahrung (des Todes Angehöriger) am Diskurs partizipieren, aber auch im Rahmen populärreligiöser und psychologischer Ratgeber zu einer Ars Moriendi der Tod wieder vom Subjekt »angeeignet« wird: »Dem Tod wird das Schreckliche, Fürchterliche und Angsteinflössende [sic!] genommen, das er nach wie vor (auch und gerade in Folge der Möglichkeiten der ›Gerätemedizin‹) hat« (Knoblauch/Zingerle 2005: 19). Dabei bestreiten Knoblauch/Zingerle nicht, dass »die vielfältigen Aspekte des professionellen Diskurses

² Im Gegensatz zum Subjektivierungsbegriff der Gouvernementalitätsforschung verstehen Knoblauch und Zingerle Subjektivierung als eine Art Individualisierung, die im Gegensatz zu Expertentum steht (vgl. Individualisierungsthese von Anthony Giddens, Knoblauch 2011: 38ff). Weiterhin steht Subjektivierung bei ihnen auch für das Gegenteil von Objektivierung – also im Sinne der Befreiung von Fremdregulierung. Dies meint aber geradezu das Gegenteil der Konzeption einer Einnahme von Subjektpositionen wie bei Bröckling.